

3. Das Making-of

„ES GEHT MIR NICHT UM EMPATHIE, SONDERN UM POLITIK“

Marie Lampert im Gespräch mit Katja Bauer über ihren Text „Wegziehen kommt nicht in Frage“.

Könnte man sagen, Sie erzählen die Geschichte eines Helden, der jetzt gegen die Gesellschaft kämpft, in der er lebt?

Katja Bauer: Nein. Sein größter Wunsch ist ja, mit dieser Gesellschaft zu sein. Er liebt diese Menschen. Und es hat ja sehr lange auch ganz gut funktioniert. Er hat sich nicht mal davon entmutigen lassen, dass sein Missionswerk komplett gescheitert ist. Ich sehe keinen Gegensatz zwischen Nierth und den Dorfbewohnern. Man könnte es so sehen: Nierth ist ein solcher Kümmerer, dass er sich auch um eine Gesellschaft kümmert, die nicht danach verlangt.

Höre ich da gewisse Vorbehalte gegen klassische Erzählmuster?

Ich beobachte einen Hang, mit starken Thesen zu arbeiten, auch die starke Literarisierung von Zeitungsreportagen. Ich komme immer mehr ab von diesem Muster: hier ist mein Held, hier ist mein Antiheld. Natürlich will man, dass Menschen Geschichten lesen, und natürlich ist das Weglassen nötig. Aber die Gefahr einer starken These ist, dass man keine Zwischentöne mehr wahrnimmt.

Mit These meinen Sie das Zuspitzen und Über-Dramatisieren?

Ich finde, dass die Geschichten sich immer mehr gleichen. Man wird mit Empathie erschlagen, es tropft. Das kann man billig herstellen. Man hat das Gefühl, wir nähern uns der Moritaten- und Bänkel-sängerei.

Den Vorwurf kann man Ihnen nicht machen. Ihr Protagonist Markus Nierth bleibt mir eher fern. Ich verstehe seine Beweggründe, aber es kommt nicht zur Identifikation oder zum Mitfühlen.

Das war Absicht. Herr Nierth ist eine handelnde Person. Keine andere Quelle sagt etwas über Herrn Nierth. Ich habe die Ermittlungen recherchiert, aber ich finde es ein handwerkliches Gebot, zu diesem Menschen so viel Abstand zu halten, dass

man es für möglich hält, dass auch er seinen Teil beiträgt, so seltsam das in diesem Zusammenhang klingt. Der Mann ist kein Opfer. Er ist zwar Opfer von Bedrohungen und Anfeindungen, aber er tut, was er tut, sehr bewusst. Es geht mir nicht um Empathie, sondern um Politik.

Ihr Held kommt erst im fünften Absatz ins Bild, vom Foto und dem Lead mal abgesehen. Warum so spät?

Weil Tröglitz so weit von uns weg ist. Solche Orte versacken in unserem Bewusstsein. Sie schreien uns an, wenn es da brennt. Man sieht das Bild mit den verkohlten Dachbalken, die wie Gerippe in den Himmel stechen. Ansonsten hat man vielleicht noch den Namen im Kopf. Es bedarf einer langsamen Annäherung. Man will da nicht hin, man kommt nicht rein, kommt nicht ins Gespräch – dafür stehe dieser Anfang auch. Ich wollte auch erzählen, wie komisch das ist, dass Markus Nierth da hinwollte. Das war für mich das große Rätsel.

Was Sie weglassen: sein Scheitern mit dem Missionswerk oder seine Verdienste als Bürgermeister. Nierth lebt, das hab ich anderswo gelesen, mit seiner zweiten Frau in einer Patchworkfamilie. Auch interessant. Was war Ihr Kriterium für das Weglassen?

Zum Teil ist das ein Platzproblem. Der Text hätte es gut vertragen, die privaten Verhältnisse zu schildern. Die haben nämlich die Tröglitzer nicht gestört. Man könnte sich moralische Settings vorstellen, konservative, konfessionell gebundene Gegenden, wo jemand allein wegen seiner familiären Verhältnisse angegangen wird. Oder auch nicht Bürgermeister geworden wäre. Das hat in Tröglitz niemanden gestört. Aber wehe, es drohen Afghanen zu kommen.

Was war also Ihr Fokus?

Ich wollte die Kraft und die Energie zeigen, die Herr Nierth darauf verwendet hat, in Tröglitz Wurzeln zu fassen. Man



Katja Bauer, Jahrgang 1968, ist Reporterin und Kolumnistin der „Stuttgarter Zeitung“ in Berlin. Sie schreibt am liebsten über Menschen, über die Gesellschaft, in der sie zusammenleben, und über die Gründe dafür, warum Menschen an deren Ränder geraten: rechts, links, oben, unten. Frühere berufliche Stationen: Zeitungsvolontariat, Redakteurin der „Stuttgarter Zeitung“, dpa in Hamburg und Berlin. Sie wurde bereits mehrfach bei der Wahl der „Journalisten des Jahres“ unter die Top Ten der regionalen Autoren gewählt, zuletzt 2015.

Serie Handwerk Storytelling

In unserer Reihe sind bisher folgende Textanalysen erschienen:

1. „Bettys erstes Mal“ von Benjamin Piel (mm 6/2014)
2. „Jahr ohne Ziel“ von Florian Zinnecker (mm 8/2014)
3. „Achtung! Hier ist Gleiwitz“ von Jan Sternberg (mm 10/2014)
4. „Schlimmer als jede Sucht“ von Heike Faller (mm 12/2014)
5. „Pegida – wie alles begann“ von Ulrich Wolf, Alexander Schneider und Tobias Wolf (mm 2/2015)
6. „Schwarzwaldmelodie“ von Jessica Sabasch (mm 4/2015)
7. „Mamour, mon amour“ von Dominik Galliker (mm 6/2015)
8. „Schwanger trotz Chemotherapie“ von Katja Auer (mm 8/2015)
9. „Das Herz der Finsternis“ von Bert Strebe (mm 10/2015)
10. „Mit dem Rad nach Garmisch“ von Matthias Maruhn (mm 12/2015)
11. „Ich bin wer, den du nicht siehst“ von Emilia Smechowski (mm 2/2016)
12. „Willi Eimer, der Schrottkönig“ von Christoph Hoffmann (mm 4/2016)
13. „Wegziehen kommt nicht in Frage“ von Katja Bauer (mm 6/2016)

versteht ja nicht, wie jemand in so ein im wahrsten Sinne des Wortes gottverlassenes Dorf zieht und dort aus dem Nichts etwas aufbaut, was es da nicht gegeben hat, und was, wie sich herausstellt, keiner verlangt hat. Dieses Immer-Weitermachen ist offenbar ein Persönlichkeitszug.

Sie schreiben nur an zwei Stellen szenisch. Beim Kastaniensammeln zu Beginn und in der Mitte des Textes, da sitzt Markus Nierth in seinem Arbeitszimmer. Das ist spartanisch, wenn man bedenkt, wie viel sie gesehen und gesprochen haben.

Im Nachhinein ist das eher eine Schwäche des Textes. Da hätte ich mehr machen können. Es unterstützt aber die distanzierte Haltung, insofern hat es auch was Gutes.

Sparsam sind Sie auch mit Zitaten. Oder?

Ich habe kein Band mitlaufen lassen. Ich wollte Herrn Nierth in die Augen sehen und möglichst wenig in den Block gucken. Es ging darum, in der begrenzten Zeit das Vertrauensverhältnis zu halten. Deshalb hatte ich gar nicht so viele wörtliche Zitate.

Zu Ihrer Sprache. Sie haben offenbar keine Angst vor Wiederholungen. „Es kann einem Eigenartiges passieren ...“ heißt es im ersten Absatz. Im zweiten schreiben Sie, wenn man „ein paar Kastanien aufammelt, dann kann es passieren ...“. Warum machen Sie so was?

Weil es nahe am Sprechen ist. Jemand tut eine Reise und erzählt: „Neulich war ich in Tröglitz, da ist mir Folgendes passiert ...“ Ich höre solche Wiederholungen häufig, wenn Menschen sprechend erzählen und nicht schreibend. Ich glaube, dass das Nähe herstellt.

Der Begriff „Zivilgesellschaft“ sticht als Abstraktum aus dem Text heraus. Er fällt im Zitat. Sie vermeiden solche Begriffe?

Bei Wörtern wie „Zivilgesellschaft“ hab ich Angst, dass mir mein Leser von der Fahne geht. Bei mir geht da beim Lesen die Jalousie runter. Das sind Wörter aus Reden. Aber ich will, dass der Leser in Tröglitz bleibt. In Tröglitz gibt es nichts Abstraktes.

Es gibt Zeichen und Symbole. „Fotos von Dachbalken wurden zum Zeichen“, „Tröglitz wurde zum Symbolbegriff“, zum

„Ort der Schande“. Auch das „Kuvert gefüllt mit Kot“ ist ein Symbol.

Da ging es drum, sehr schnell eine Atmosphäre der Beklemmung herzustellen.

Und angesichts des jungen Hundes fragen Sie sich, ob er dafür steht, dass sich die Familie nach einem Wächter sehnt.

Ich hab mich nicht getraut zu fragen. Die Situation war nicht danach. Später hab ich mich geärgert, dass ich nicht gefragt habe. Das kommt bei mir gar nicht so selten vor. Ich stelle nicht jede Frage, die mir in den Kopf kommt.

Es gibt ja manchmal gute Gründe. Es ist nicht nur: Ich traue mich nicht.

Wir müssen uns fragen, was wir als Journalisten tun. Wir schürfen in den Leben anderer Leute und das hat Grenzen. Wir hinterlassen ihnen Fragen, mit denen sie dann auch klarkommen müssen.

Haben Sie nach der Recherche in Tröglitz etwas verstanden, was Sie vorher nicht verstanden hatten?

Ich hab zwei Sachen verstanden. Dass Herr Nierth sich beheimaten will, und dass die Frage nach dem Weggehen oder nicht für ihn keine Frage von Gewinnen und Verlieren ist, sondern von Existieren. Und ich hab für mich verstanden, dass es noch viel schlimmer ist, als ich dachte. Dass dieser offene Hass mit Händen zu greifen ist.

Ihr Text schließt mit einer Frage. Markus Nierth fragt: „Wie soll ich da so schnell aufgeben?“

Ich hab mit großer Absicht mit dieser Frage aufgehört, denn Herr Nierth hat darauf keine Antwort. Für ihn ist der Satz „das ist doch mein Zuhause“ offenkundig sein Anker und seine Rettung. Aber er fragt gleichzeitig: „Wie soll ich da so schnell aufgeben?“ In dieser Frage steckt die Möglichkeit, aufzugeben. Und die ist sehr greifbar.

MARIE LAMPERT

ist freie Journalistin und Trainerin, leitet den ABZV-Onlinedienst storytelling.abzv.de. Sie hat Psychologie (Diplom) und Germanistik studiert.

info@marielampert.de

